

**Zeitschrift:** Brugger Neujahrsblätter  
**Herausgeber:** Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg  
**Band:** 88 (1978)

**Artikel:** Über dem Moor  
**Autor:** Halter, Ernst  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-900847>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 11.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Ernst Halter

### Über dem Moor

Der trübe Tag endet bei den nächsten Bäumen und Waldstücken. Silhouetten von Türmen und Schlössern krönen die Moräne. Durch die Ebene, unter der das Moor verschüttet liegt, ziehen sich die Windschutzhecken. Schartige Mauern einer Totenstadt, dünn und grau. Darüber schwimmt die strukturlose Wolkendecke.

«Fünf Wochen hinter dem längsten Tag, und schon scheint es die Sonne nicht mehr zu geben».

Zwei Schritte vor mir drehst du dich um. Du atmest leicht in der Kühle dieses Hundstags. Unter dem Saum deines blauen Kleides sind die Schuhspitzen vom Sand des Wegs, der ins alte Moor hinabführt, grau überzogen. «Seelentage», sagst du und gehst weiter.

Ich lasse dich gehen; das Blau deines Rocks wird grau. Jetzt sind wir Seelen in der Vorhölle, alles ist hinter uns, nichts kann uns mehr geschehen; erlöst, aber ohne Seligkeit treiben wir durch die Dämmerung, die nie aufhören wird.

Du bist weit vorn stehen geblieben; das weisse Oval deines Gesichts. «Komm!»

Der Laut deiner Stimme entfernt sich hinter mir zwischen den Halmen eines Weizenfelds, wird unscharf, vielfach zerteilt in kleinere, endlich winzige Einzelschälle, bis er sich im Innersten des Ackers als diffuses Rauschen oder Tropfen verläuft. Das Geräusch meiner Schritte unter einem Nieselregen schallschluckender Partikel.

Weizenblond. Unmöglich, an einem reifen Feld vorüberzugehen, ohne an die Missbrauchtheit, die Genauigkeit dieses Worts zu denken, an den Trümmerhaufen, unter dem es jahrelang begraben lag, an den Bordellsalon, wo es jetzt haust. Weizenblond. Heute kleben an der Frucht schwarze Schatten. Etwas weiter lässt Dinkel seine schmalere Aehren von roten Hälsen hängen. Hinter dem Feld und soweit ringsum die Sicht reicht, eine halbe Stunde weit vielleicht, kein Mensch, keine Bewegung, nicht manngross, nicht punktklein. Aus Dunstvorhängen zwischen den Wolken und dem lautlosen Sandboden strömt ein langsamer, landweiter Wind und füllt kühl die Lungen. Die Aehren ra-

schehn gegeneinander, und ein rötliches Flackern geht unter der Oberfläche des Dinkelackers. An den dünnen Rispen einiger zwischen den Halmen hinausgewachsener Sauerampfer zittern die Samentäschchen.

Du stehst im Leeren, am Abbruchrand, wo die Moräne gewaltsam in einer Grube endet. Du drehst dich mir halb entgegen — offenbar hast du mich kommen hören — und hebst einen Arm. In dem weiten Baumwollkleid mit Flügelärmeln scheinst du im Begriff, dich vom Grubenrand in die Luft hinaus zu werfen. Ich habe dich eingeholt. Ueber steile, von den Gewittergüssen dieses Sommers tief durchschluchtete Wände, über Schwemmkegel, die sich nach jedem Platzregen weiter in die Froschteiche vorschieben, über den vom Wind und von Schatzsuchern in der Gegend verzettelten Unrat unserer lokalen Mülldeponie (wo eine Grube ist, findet sich der Abfall ein) weist du auf einen Haufen geplatzter, halb ausgelaufener Kehrriechsäcke, darin eine kleine rote Kindergiesskanne liegt, unverletzt, scheint es.

Ich mache mich an den Abstieg über den durchweichten Moränenschutt, der bei jedem Schritt abzurutschen droht. Du bleibst, siehst über mich weg ins Moor hinaus, das nicht mehr da ist, siehst den hinter Schleiern über Schleiern sich entkörpernden Pappelreihen entlang, dorthin, wo sie sich als fadenscheinige Schemen in den mit weisser Leere gefüllten Raum auflösen. Vermutlich bist du jetzt bei den zugeschütteten Weihern (an sie zu denken, hast du dir abgewöhnt, doch etwas, das sich nicht abberufen lässt, ist dort geblieben), bei den goldenen Lilien. (*Iris pseudacorus* nennst du sie mit gewissenhafter Genauigkeit, nichts bekämpft Aufweichung und Verzweiflung besser als Genauigkeit.) — Du hebst eine Hand über die Augen, mir scheint, du schüttelst den Kopf, und jetzt folgst du dem Grubenrand, der sich in weitem Schwung auf das Niveau der Ebene senkt.

Ich steige durch halbverbrannte Autopneus, über faulende Dachlatten. Irgendwo weiter vorn, am Grund der Kehrriechschwemme, schwelt ein Feuer; im Windschutz der Grubenwände dreht sich der weisse Rauch unentschieden über der Brandstelle. Ich weiche einem stinkenden Heuhaufen aus, bahne mir einen Weg durch eine im Schlamm rostende Büchsenflur, dann fische ich das rote Plastikspielzeug aus der Abfallmasse und halte es in die Höhe. Du musst mich die ganze Zeit im Auge behalten haben, denn du bleibst stehen, klein und blau über den knochenbleichen Grubenwänden. Es sei nicht mehr zu brauchen, rufe ich hinauf, der Boden sei zertrümmert und die eine

Seite eingedrückt. Und um dir über den Verlust des Giesskännchens hinwegzuhelfen, dessen Winzigkeit dir ein geheimer Trost gewesen wäre, lehne ich es gegen die Lamellen des Kühlaggregats eines Eisschranks, der kopfunter im Dreck steckt.

Beim Heraussteigen fällt mir etwas Schwarzes auf, das träge mit den Flügeln schlägt: ein aufgespannter Herrenschild, der Wind bläst ins schwarze Tuch, das zwischen den geknickten Stäbchen hängt, bläht es, lässt es zusammenfallen, bläht es von neuem.

Zwischen zwei Maisfeldern warte ich auf dich. Blätter flirren und flibbern, Luftwurzeln fingern dem braunen Torfstaub entgegen, die scheckigen Haarschöpfe der Kolben hängen reglos herab. Wir gehen in einer Gasse von Mais.

Wie immer sind mir die paar Schritt von der Grube zur Werkhütte zuwider. Wahrscheinlich gibt es für jedermann Wege, die ihm unausstehlich sind, obwohl er sie vielleicht gar nicht häufig geht, so wie es Gesichter gibt, die man, kaum ist man ihnen begegnet, ohrfeigen, oder Stimmen, die man zum Verstummen bringen möchte. Grundlos. Grundlos? — Auf dem Wegstück zwischen dem Abfalloch und dem Maschinenschuppen ist weder dir noch mir jemals etwas Unangenehmes zugestossen, höchstens dass sich eine Ratte im Mais in Sicherheit gebracht hatte. Dennoch der Aberwille. Der Stein, an dem sich mein Schuh eben gestossen hat, ragt viel zu weit aus der Strassenoberfläche heraus, ist eine Zumutung, hätte schon längst in Stücke geschlagen werden sollen, aber an solchen Orten kommt keiner je auf den Gedanken, ein Hindernis zu beseitigen, und das Karrengeleis hier ist gefährlich tief, da kann man sich ja das Bein brechen, und noch jetzt, nach mehreren trockenen Tagen, füllt eine Schlammputze seinen Grund; selbstverständlich ist auch der Mais, der die Fressgier der Ratten überstanden hat, sieht man genau hin, ein kränklicher, gelblicher Krüppelmais mit kleinen, faulen Kolben oder schwarzen, aufgeplatzten Krebsgeschwülsten an den mageren Stengeln. Der Widerwille steigert sich zur Uebelkeit. Umkehren?

Da weht es den Rauch herüber, Küchenabfälle, die vor sich hin schmoren, eine glimmende Rosshaarmatratze. Ja, es muss der Gestank sein, der fast immer über diesem Weg lagert.

Ich sehe dich von der Seite an. Hast du nicht vor einer Weile nach meiner Hand gegriffen und sie leicht gedrückt? Das Widerwärtige des Orts hat nicht aufkommen lassen, was du mir sagen wolltest. Jetzt

siehst du gradaus, bist bereits nicht mehr hier. — Nein, es ist nicht der Gestank, nun weiss ich es sicher, es ist das Leid, das man dir zugefügt hat, als man die Moräne an dieser Stelle während drei Jahren abgetragen und ausgehöhlt hat. Anstelle deiner Moräne Müll. Kaum jemand hat verstanden, dass du davon krank geworden bist. Verwundert hat man Distanz zu dieser einsamen, komischen Figur genommen, die sich gegen unser Ausbeutungskonzept und für die uns wehrlos ausgelieferte Erde gewehrt hat.

Ich sehe zu Boden, gebe mir Mühe, einen kümmerlichen Grasschopf, der mitten im Weg wächst, schön zu finden.

Dann ist das Wegstück hinter uns, der Westwind hat den Rauch vertrieben. Wir treten aus der weissen Gestankschwade, hinter dem Mais taucht rechterhand der Schuppen auf, wir gehen daran vorbei, überqueren einen Karrenweg. Der tief eingeschnittene Kanal beginnt.

Kanadische Pappeln, Weidengebüsch, Birken. Aus den Pappelstämmen starren auf jedem Triebstockwerk oberschenkeldicke, spleissig abgesplitterte Astspiesse. Wir gehen Hand in Hand, im Laufen spannen wir unsre Arme über die Regenfützen, die auf dieser Wegstrecke kaum je eintrocknen. Pappelwipfel spiegeln sich darin. Jetzt könnte ich dir antworten.

Das Kanalwasser, ich will es sehen. Wir treten an die Kante der Böschung ins wallende Gras. An der Kanalsohle rieselt rasch und schwarz der Bach, der Saft des alten Moors, den es durch ein kilometerlanges Röhrennetz aus seinem eintrocknenden Leib muss rinnen lassen. Am jenseitigen Bord wächst ein wilder Brennesselwald, über dem sich niedrige Weidenkronen grünsilbrig ausbreiten.

«Dost. Siehst du, dort».

Ich drehe mich um und blicke dem Wasser nach. Braune, trocken-grün beblätterte Stiele — Herbsdürre im Hochsommer —, darauf die staubroten Halbkugeln der Blütendolden. Ein Windstoss schlägt sie zur Seite, nein, ein Entenpaar fliegt klatschend auf und über die Maisfelder dem Wald zu, dort dreht es ab, und als es über unsern Köpfen den Kanal kreuzt, sind nur noch zwei Spindeln zu unterscheiden, von denen ein leises Sirren ausgeht.

Ich spüre deine Hand. Du lächelst herüber. Alles ist noch da, nichts ist verschwunden oder doch — du legst den Kopf schräg — fast nichts.

Auf der andern Strassenseite zieht ein früh abgeerntetes Tabakfeld vorbei. Es reicht bis zum Flüsschen, das in der Ferne die Ebene paral-

lel zum Entwässerungskanal durchschneidet. Die schweren Kronen der Bäume, die jenes grössere Wasser eindecken: in den Dunst lavierte Schatten. Der Blick kehrt über das Tabakfeld zurück: die in den sandigen Moorboden getrampelten und gekarrten Gliederstengel liegen kreuz und quer, geknickt und gebrochen, eine Folterstätte. Im anschließenden Salatfeld streckt eine übermannshohe Pflanze, die, zehn Schritt abseits, dem Massaker entgangen ist, ihre bootförmigen Riesenblätter auf und hat sich mit roten Trompetenblüten gekrönt.

«In welchen Himmel kommt eine Pflanze, von der wir keine Faser übriglassen?» Die Empörung in deiner Stimme.

Ich hebe deine Hand vor mein Gesicht. Die kleinen Glieder dieser Finger sind mir noch immer ein Liebesgeheimnis. — Alte Klage, dass die Schöpfung nur geduldet wird, wenn sie nützt. Blätter, Früchte, Körner, Muskelfleisch — gut. Leben, einfach so. . . Leben? Das grosse Gelächter. Was zählt, sind Nahrungsketten, ist Verwertung mit Stumpf und Stiel, Haut und Horn.

«Es *gibt* keinen Himmel», sag ich, «oder wenigstens gibt es *den* Himmel nicht, den gewisse Leute für sich in Anspruch nehmen; da wären ja nur die Ausbeuter drin, und die Ausgebeuteten kämen, wenn sie überhaupt irgendwohin kämen, in die Hölle. Nein, den Körper können wir vom Jenseits nicht auch noch fordern».

Deine Hand schlüpft aus meinen Fingern. Du stehst vor dem zerstörten Feld, schüttelst den Kopf und stülpest den Mund vor: «Der Himmel steht voller Tabak und Rübenfelder und Wälder und Wiesen mit Schafen, alle Wiesen aller Zeiten mit allen Schafen aller Zeiten . . .»

Und plötzlich müssen wir lachen.

Von Westen her, aus der milchigen Düsternis des Raums, weht es schwach über die Karotten- und Kohlfelder. Scharf, doch angenehm der Geruch des Karottenkrauts, breit, widersüsslich die Ausdünstung des Blaukohls. Doch die kühle Weite hat auch für diesen Gestank Raum. An ihrem riesigen Atem saugt der eigene kleine Atem, Luft rinnt gleich kühlem, grauem Wasser in den Körper ein, sickert tiefer, bis eine Gänsehaut unter dem Hemd kribbelt. — Hitze macht einsam, und Kühle macht einsam, deine Hand tastet wieder nach meiner Hand.

«Weidenröschen!» Du ziehst mich ans Kanalbord. «Alle sind aufgeblüht». Drüben ragen hohe, rote Blütenkerzen aus krautigem Grün

starker Blätter. Eine neben der andern brennen sie magisch kühl in die lichtarme Luft empor. Wir steigen einige Schritt hinunter. Bachabwärts loht die Böschung von Weidenröschen, dazwischen ankern unbewegt leuchtende Inseln von Goldrutenbeständen; in der Tiefe neigen sich Dost und dolchblättriges Schilf über das schwarze Wasser. Der Bach zieht hier schon stärker, nein, das Geräusch tönt nicht aus dem Graben herauf, es rauscht von den Pappeln herunter. Und sogleich spüre ich den Wind durch die dünnen Kleider.

Wir stehen wieder auf der Strasse, gehen weiter, tauchen in den Schutz eines Maisfelds ein, über unsern Köpfen winken Samenrispen aufgeregt durcheinander. Wir gehen bald im Windschatten, bald im Wind; irgendeinmal sage ich etwas, frage dich nach dem Namen einer Blume, wissen will ich nichts, ich möchte dich nur reden hören, denn der Wind hat meine Haut mit einer kältenden Isolierschicht überzogen. Rechts der Kanal, die Böschungen im sonnengrünen Netzmuster der Goldrutenblätter, links die Felder, bald niedrig, Lauch und Rüben, bald hochstengelig.

Der Wind lässt nach, die Luft scheint lau. Wir nähern uns der ersten baumhohen Windschutzhecke, die quer zum Kanal und zum Flüsschen das trockengelegte Moor halbiert. Nebenaus und wie unter der Hand — denn unser Reden, wenn wir draussen gehen, muss kein Verstummen zudecken, und jetzt kommt es mir vor wie eine Fortsetzung der Geräuschstille, darin wir uns bewegen —, zufällig also sprichst du vom Unterschied zwischen Sumpfziest und Blutweiderich, vom grünen Stengel des Ziests, vom schmarotzerartig-schwarzen des Weiderichs, seiner orchideenartigen Blüte. . . da lässt du meine Hand fahren und flutschst mit einem leisen Ausruf ins Gras des Kanalbords hinaus, streckst den Arm hinter dich und winkst. Wiesenglockenblumen. Soweit sich im Nachmittagsgrau Blassviolett von Grasgrün unterscheiden lässt, stehen ihre Schellenbäumchen.

Wir setzen uns in die Blumen, oder nein, du setzt dich, und ich bleibe stehen, über uns hinweg Gezwitscher und Vogelrufe. Ich höre hin, kann aber wenig unterscheiden, es ist ja August, und die Gesänge der Paarungszeit sind ausser Gebrauch. Krähen herrschen vor, sie kreischen in den Tagesdämmer hinaus, unzufrieden, scheint es, obwohl sie doch für Regen, Wind und Winter geschaffen sind.

In unsrem Rücken das hochgetürmte Laubdunkel der Windschutzhecke, eine rauschende, keckernde, schwätzende, krakende Mauer:

niemand kann uns sehn, niemand uns überraschen. Und aus dieser Höhle in der Höhle des Tages geht der Blick über die Glockenblumen und den Kanal hinweg in das matte Licht. Es erreicht uns über die Maisfelder und Weizenäcker jenseits des Grabens, müde und nahe am Boden scheint es von der Moräne, von den langen, grauen Wäldern herunterzufließen; an ihrem Ende, dort wo die Schleier undurchdringlich werden und der Raum ins Grau abstürzt, ragt eine Zitadelle schattenhaft auf: der Turm, oder eher die Bäume, in denen der Turm festgefahren ist und die ihn mit ihren Wurzeln verankern.

«Hörst du die Elfen in den Glocken?» Du siehst zu mir herauf.

Zu hören sind der Wind, die Vögel und ein Flugzeug. Auf mein Schweigen musst du lächeln. «Ich weiss, sie läuten nicht, — und sie läuten doch. Ich höre sie — hier». Du legst die Finger ins Haar hinter deinen Schläfen.

Ich kauere mich neben dich, die Wälder versinken im Maisfeld drüben. «Du hörst Elfen, ich sehe Schlösser. Du suchst deine Geborgenheiten, ich sammle meine Herrschaften. Ein Giesskännchen im Kehricht. . . Und unser politisches Bekenntnis? Sind wir nicht verantwortungslos? Bist du dir bewusst, dass wir die Pflicht hätten, Intellektuelle zu sein und in die Protestsongs ebendieser einzustimmen, anstatt hier dem Gemüse nachzulaufen?»

Du siehst von den Glockenblumen auf. «Ich habe noch nie einen sogenannten Intellektuellen gesehen, der ein Wiesenunkraut hätte beim Namen nennen können, und bei den Unkräutern fängt doch alles an. Die Menschheit erlösen? Sicher, sicher . . . Ich setze mich vorerst für die Unkräuter ein». Du pflückst weiter.

Ich bin aufgestanden und ein paar Schritte zur Windschutzhecke hingegangen. Grosse, schwarze Vögel spritzen heraus. Das Geschrei wird kriegerisch, beruhigt sich, sobald ich stehenbleibe.

Ich höre dich herüberkommen. «*Campanula patula*», sagst du und hältst den Strauss von dir weg. «Wiesenglockenblume», du nimmst ihn an deinen Körper.

Weiter. Die Vegetation im Entwässerungsgraben wuchert zu einer lichtundurchlässigen Hecke empor; Weiden durchwirren sich mit Pappeln; Schneeball, dessen Zweige unter dem Gewicht der angeröteten Beerendolden herunterhängen, durchwächst knorrigem Weissdorn; Hartriegel ringt mit Pfaffenhütchen und Haselsträuchern. Den Boden vor der Hecke, zwischen den verholzten Stauden und der Strasse über-



filzen Ackerhohlzahn, Hühnerhirse und Zaunwicken. Dahinter — ein Geheimnis — muss in der Tiefe noch immer das Wasser fliessen. Sogar ein paar Baldrianstengel haben sich ans Licht gearbeitet; ihr intensiv-fader Blütengeruch, nicht erfreulich und nicht ekelregend, führt etwas von der süssen Luft eines Krankenzimmers mit sich, darin Medizinen offen herumstehen.

Plötzlich stecke ich im ersten Duft, an den ich mich erinnern kann, und bleibe stehen. Klebrig und süsslich und drohend zugleich muss er den etwa Zweijährigen, der noch im Ausgangswagen sass, so stark mit Grauen erfüllt und angezogen haben, dass er für immer in der Nase geblieben ist. Das Entsetzen des Kindes muss noch wortlos gewesen sein, vielleicht murrte es oder wandte den Kopf weg oder versuchte — ohne Erfolg selbstverständlich, denn es war angeschnallt —, vom Wagen herunterzuklettern. Darüber sprechen konnte es damals zu niemandem. Aber der Ort ist in Erinnerung geblieben, ein breiter Gehsteig unter Bäumen, wahrscheinlich Linden, über den sich von links Blättermassen ergiessen; aus diesen Blättern — vermutlich Gebüsch hinter Gartenmauern — dringt der Duft.

Er ist gefunden: an den Sommertrieben einer einheimischen Pappel. Klebriger Schleimsaft überzieht die gelben Zweigenden und die noch jugendgrünen Blätter. Ich rieche daran, reibe einen Blattstengel zwischen den Fingern, kann mich nicht sättigen an diesem fernen, von Ekel und Sehnsucht durchsäuernten Grausen. Was ist es damals wohl gewesen? Eine erste, um Jahre vorgezogene Begegnung mit dem eigenen Samen?

Mein Gesicht steckt noch in den Pappelblättern, als mir vom Boden her ein Glitzern in die Augen sticht: auf den gezähnten Blättern eines Bodenkrauts paaren sich linsengrosse Käferchen, auf den schillernd roten Weibchen hocken grün geschmirelt die Männchen.

Du hast dich langsam entfernt. Ich hole dich ein, und du findest den Geruch in meiner Hand nicht unangenehm. Er ist schwächer geworden, und als ich ihn ein letztes Mal an meinen Fingern suche, ist die Süsse verduftet und Terpentin zurückgeblieben.

Eines wieder locker neben dem andern. Zum erstenmal fällt mir auf, dass trotz der Kühle und Lichtarmut die Grillen zirpen. «Hörst du?»

Du hebst den Kopf und nickst einen Moment später. «Einige müssen in den Bäumen sitzen».

«Was meinst du, wie viele Geräusche und Laute wir auch jetzt nicht

hören, obwohl sie in unseren Ohren anklingen — einfach weil wir sie nicht erwarten oder nicht kennen, weil wir nicht porig und gedankenleer genug sind für ihren winzigen Anruf».

«Wir sind immer irgendwo verschlossen. Wo wären wir, wenn wir nirgends enden würden?»

Auf der Höhe des dritten Damms, der den Kanal überquert, biegen wir ab; mitten auf dem Damm stehen wir still. Aus dem schwarzen Grabengrund herauf blinkt es zwischen Schilf und Dost, eilig, zu kleinen Wellen gekräuselt und lautlos.

Jenseits des Kanals dehnt sich die einzige erhaltene Heidestrecke, wo jemand noch Torf für den Hausbrand gewinnt: ein Fleck am Rand der zur Fruchtbarkeit dressierten Ebene, eingewachsen von riesigen Weiden, schulterhohen Nesseln, einem verwilderten Kartoffelfeld und durchsetzt von Binsenhorsten und Goldrutenstrecken. Die schwarze Braue des Torfstichs läuft, hier hinter Schleiern von Grün, dort offenliegend, einige Hundert Meter weit, bis sie, niedriger werdend, im wilden Gras verschwindet. Heute sind im feuchten Wiesengrund am entfernten Ende frisch gestochene Soden kreuzweis zu luftigen Türmchen geschichtet. Der Bauer aus dem Nachbardorf muss vor nicht allzulanger Zeit hier noch gearbeitet haben.

Du gehst rascher, hebst den Kopf, versuchst, vom Weg aus über die Wand des Abstichs hinweg auf die Heide zu blicken, du führst, du ziehst mich beinahe um eine windschiefe, offene Moorhütte herum, die sich in die Unkrautwildnis unter einer hausgrossen Weide duckt. Kleine weisse Schmetterlinge flattern um die Wände aus wettergrauen Laten durch das finstere Refugium, darin die Luft stillzustehen scheint.

Zwischen Holunderbüschen und Mais biegen wir in einen Karrenweg ein, steigen ein paar Schritte. Du bleibst stehen, festgewurzelt. Du lächelst nicht, — dein Gesicht ist jünger als jedes Lächeln geworden, Ueberwältigung eines Kindes, obwohl du gewusst hast, was dich erwartet. Du stehst, die Oberarme an den Leib gepresst, die Unterarme schräg nach vorn gestreckt, die freie Hand offen, in der andern zittert der Glockenstrauss. Du scheinst etwas unfassbar Grosses zu spenden oder zu empfangen.

Sumpfheide. *Erica tetralix*. In wellenschlagenden Polstern überzieht sie die weite, von einzelnen Birken locker bestandene Fläche; Pfeifengrasbüschel sträuben sich, ein abgedorrtes Waldstück schliesst den Horizont.

Die Heide blüht. Bewirkt es die vollkommene Schattenlosigkeit unter der Wolkendecke, die noch tiefer gesunken ist, finsterer lagert? oder liegt es daran, dass die Blütchen — eng gereiht und doch jedes für sich — gleich selbstglühenden Granulen an ihren Rispen sitzen? Die Heide strahlt laut- und atemlos. Aus den Polstern über der Moorschwärze explodiert es ununterbrochen, heiderot, zyklamenrot, und hebt sich in stiebenden Schwällen unter die Dämmerung.

Du tust den ersten, zweiten, dritten Schritt mit der tastenden Vorsicht einer Geblendeten. Knisternd zerbrechen die verholzten Stengelchen unter deinem geringen Gewicht, und die Blüten versinken büschelweise in der Moorerde. Ich möchte, du wärest gewichtlos. Der Saum deines Kleides bleibt an verdorrten Zweiglein hängen, knickt sie ab, reisst sie mit sich, schwingt nach vorn, wird von neuem gehakt. Langsam nur kommst du voran über Risse im Torf, Schollen, Wurzelstöcke früherer Wälder. Du taumelst, fängst dich, noch hast du dich nicht gefasst, denn diese Farbe droht dich aufzulösen. — Einmal — du hast dich bereits ziemlich weit entfernt — drehst du dich um und deutest mit ausgebreiteten Armen deine Hilflosigkeit vor dieser Fülle an und schüttelst das Haar, dann bückst du dich und beginnst zu pflücken.

Auch ich wate jetzt in die Heide hinaus, in einer andern Richtung. Unter jedem Schritt öffnet sich knisternd der Moorgrund zwischen den rot betupften Zweiglein. Ein Blick gradaus: Wellen hinter roten Wellen.

Es wird dunkel, die Pupillen scheinen sich verengert zu haben, in Kürze muss es regnen. Doch je finsterer es wird, desto intensiver loht die Heide, ihre Röte schlägt gleich wirbelndem Rauch den Atem vom Mund weg.

Ich setze mich — müde, ich weiss nicht warum — an den Rand des Torfstichs auf einen Pfeifengrashorst und sehe zu dir hinüber. Du tauchst, richtest dich auf, tauchst, das Haar fällt über dein Gesicht und gibt es wieder frei: Starre des Glücks. Täusche ich mich? Es ist dunkel. Der Erica-Strauss wächst zu einem wilden roten Rad aus deiner Hand.

Kälte weht heran, sie trägt den schwachen Honigholzduft der Heide. Zwischen Pfeifengrasstengeln hindurch, über Blütenpolster und den abbröckelnden Torfstich hinweg sehe ich, den Wind in den Augen, zu den Weiden und Pappeln hinüber, die in der nahen Ferne den Entwässerungskanal säumen: eine nasse Wiesenbucht zwischen grauen Laubriffen, ein Hafen der Starre und Lautlosigkeit, einzig die Umrisse

der Pappelwipfel unscharf vom flirrenden Laub. Ein Turm steht im Bruch, unter steilem Treppengiebel ein hochrechteckiger, grauer Quader, ein steinernes Gerippe von Mauerpfeilern, Fensterstöcken und -stegen, gefüllt mit glänzender Innenschwärze. Herzdunkel. Unser Schloss. Dort steht es — und steht es nicht.

Etwas fiept über der Heide. Die Augen brennen. Als ich sie wieder öffne, ist die Düsternis der herunterschleiernden Wolken so dicht, dass keine Bewegung, auch nicht ein Schatten des Entenkeils zu unterscheiden ist, der vorbeizieht. Nur das sirrende Fiepen aus der Höhe.

Die Blütenpolster: sie lohnen nicht mehr, sie glimmen. Und du? Wo bist du? Du bist nicht mehr da. Du musst dich in die Heide gelegt haben. Alte Wiege. Das Fiepen entfernt sich. Statt seiner ist von überallher sachter Aufschlag zu hören, etwas platzt da, dort, ich kann es nicht fallen sehen, es rieselt grau in grau, rinnt, tropft, rauscht. Regen.

Ich sehe zur Hütte hinüber, stehe auf. Da bist du.

19.9.1977

